Hilfskräften, sondern im Gegenteil nach wie vor ein Ueberangebot besteht, so hat sich das Kriegsamt, indem es für eine mögliche zukünftige Entwicklung Sorge trug, doch entschlossen, für die Frauenarbeit innerhalb seines Amtes eine besondere Organisation zu schaffen, die sich ausschließlich mit der Frage der Frauenarbeit im Kriege zu befassen hat. Deshalb sind bei sämtlichen Kriegsamtsstellen besondere Referate für die Frauenarbeit eingerichtet worden. Mit deren Leitung sind Frauen betraut worden, die sich wegen ihrer bisherigen Tätigkeit auf dem Gebiete beruflicher Frauenarbeit und der Sozialfürsorge zur Uebernahme dieser Aufgabe eignen. Zur Förderung der auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge notwendigen Maßnahmen ist nunmehr, wie in den amtlichen Mitteilungen und Nachrichten des Kriegsamtes vom 9. d. M. berichtet wird, beim Kriegsamt eine Frauenarbeitszentrale unter Leitung von Frl. Dr. Lüders, bei jeder Kriegsamtsstelle eine Frauenarbeitshauptstelle unter der Leitung der dortigen Referentin geschaffen worden, und es besteht die Absicht, nach Bedarf Frauenarbeitsnebenstellen einzurichten. Die Zusammenarbeit mit der auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge bisher schon tätigen Organisation ist durch die Bildung des nationalen Ausschusses für Frauenarbeit im Kriege gesichert worden.

Für die Frauenarbeitszentrale und ihre Unterorgane sind vom Kriegsamt allgemeine Richtlinien aufgestellt worden, denen folgendes entnommen sei: Die Frauenarbeitszentrale hat die Aufgabe, mit dem Ziel höchster Produktionssteigerung alle die Maßnahmen in die Wege zu leiten, die die Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit der weiblichen Arbeitskräfte fördern. Sie hat deshalb darauf hinzuwirken, daß alle Arbeitshemmnisse für die Frauen nach Möglichkeit beseitigt werden. Dauchen muß sie die Einrichtung treffen, die dem Wohle der zu den Frauen gehörigen Familienmitgliedern dienen und dazu beitragen, die Arbeitswilligkeit zu erhöhen, z. B. Ausgestaltung von Pflegestellen, Kindergärten, Stillstuben usw.

Die Aufgaben der Frauenarbeitszentrale sollen, soweit sie sich mit bisher schon bestehenden Einrichtungen decken, diese in ihrer selbständigen Entfaltung nicht hindern. In der Frauenarbeitszentrale und den Hauptstellen sollen nur Kristallisationspunkte geschaffen werden, um durch ein organisches Zusammenarbeiten aller mit einem Mindestmaß von Aufwand den größtmöglichsten Erfolg im einzelnen zu erzielen. Die soziale Fürsorge für die arbeitenden Frauen und deren Familien soll, soweit das Kriegsamt in Frage kommt, nur von dem Gesichtspunkt betrieben werden, daß sie als Mittel zum Zweck dienen, nur in allem, was zu geschehen hat, muß der Zweck oberster Stelle stehen, nämlich die größtmögliche Erzeugung von Kriegsbedarf aller Art.

Frauen in Aemtern.

Zum ersten Male ist in den Vereinigten Staaten eine Frau zum Mitglied des Kongresses gewählt worden. Während diese Wahl im Osten der Vereinigten Staaten außerordentliches Aufsehen erregt hat, ist sie in den Weststaaten als etwas ganz Natürliches aufgenommen worden. Dort ist nämlich die Frau bereits jetzt in einem Maße, wodon man bei uns in der Regel keine rechte Vorstellung hat, in den Besitz öffentlicher Aemter eingetreten. Besonders in den Staaten Arizona, Colorado und Montana haben Frauen zahlreiche städtische und ländliche Aemter inne. In Colorado steht gegenwärtig eine Frau an der Spitze des gesamten öffentlichen Unterrichtswesens des Staates. In Kansas bewarben sich bei den jüngsten Staatswahlen nicht weniger als 248 Frauen um Abgeordnetenämter, und die Zahl der Frauen, die dort öffentliche Aemter von allerlei Art bekleiden, beläuft sich auf nicht weniger als 156. Noch vor 12 Jahren waren keine Frauen im Staate Kansas in Aemtern; jetzt gibt es dort überhaupt nur 17 Landbezirke, in denen keine Frau zu Aemtern gewählt worden ist. Man sindet dort 59 Frauen im Dienste des öffentlichen Unterrichtswesens, 47 als Standesbeamte, 15 als Grafschafts-Schatzmeister, 4 als Richter und 1 sogar als Coroner, also in jenem Richteramte, dem die Aufnahme des Tatbestandes bei Morden und außergewöhnlichen Todesfällen obliegt. In vielen Staaten bei mitleren Wesens stehen Frauen in den Verwaltungsräten der Staatsuniversitäten, und groß ist in den Staaten mit Frauenstimmrecht die Zahl der Frauen, die als Sekretäre in den Verwaltungsbehörden beschäftigt werden.

Deutsche Hilfsarbeit in Belgien.

Die Zentrale für soziale Fürsorge beim Generalgouvernement in Belgien gibt ein Merkblatt für den Frauendienst heraus. Auf Befehl und unter der Leitung des Generalgouverneurs v. Bissing ist in Belgien eine Organisation für soziale Fürsorge geschaffen worden, welche in den einheimischen Familien Notständen vorbeugen soll. Als ausführende Organe dienen die Kreisfürsorgestellen, diese Fürsorgestellen haben durch Heimarbeit über eine Million Paar Strümpfe anfertigen lassen und in Verbindung die Verarbeitung von Geweben durch Näherinnen usw. in größtem Stile organisiert. Mehr als 3 Millionen Stücke sind hier angefertigt worden. Die meisten Fürsorgestellen unterhalten Waschanstalten mit Handwäscherei, Näh- und Flickarbeit. Die Zigarrenfabriken liefern Millionen von Zigarren. Viel Frauen und Kinder wurden mit Obst- und Beerenpflücken und Anfertigen von Marmelade lohnend beschäftigt. Auf diese Weise ist es gelungen, laufend 20000 Familien, die sich freiwillig zur Arbeit angeboten hatten, vor Not zu schützen. Der Gesundheitszustand im besetzten Lande ist, wie statistisch nachgewiesen ist, niemals so gut gewesen, wie in den beiden Kriegsjahren 1915/16.

Das Frauenstimmrecht in England.

Der mit dem neuen Gesetzvorschlag über die Wahlreform beschäftigte englische Parlamentsausschuß schlägt, wie wir der „Köln. Ztg." entnehmen, vor, daß den Frauen im Falle das Parlament im Grundsatz damit einverstanden ist, ein begrenztes Stimmrecht bewilligt würde, und zwar sollte jede, auch unverheiratete Frau, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht hat — die meisten waren für 30 oder 35 — und die Ehefrau jedes mündigen Mannes auf derselben Wählerliste das Recht erhalten, für das Parlament zu wählen. Dieses Wahlrecht — ebensowenig wie die anderen Teile der Wahlreform — wird nicht auf Irland ausgedehnt. Modifikationen, das sind die Vorschläge des Ausschusses, von denen es nicht sicher ist, wie weit das Parlament ihnen zustimmen wird. Die „Daily News", ein Blatt, das immer für das Frauenstimmrecht Sympathie bezeigt hat, schreibt in einem Artikel, der überschrieben ist: „Der Sieg der Frauen": Es ist klar, daß diese angenommenen Beschlüsse auf eine Umwälzung unseres Wahlsystems hinausstaufen. Das Frauenstimmrecht, vorausgesetzt, daß der Bericht angenommen wird, ist eine vollendete Tatsache. Das System, das man vorschlägt, ist freilich eines, das keinen dauernden Bestand haben kann, denn es macht Unterschiede zwischen den ledigen Frauen, unter denen einige der ernsthaftesten und fähigsten weiblichen Politiker sind. Die aufgerichteten Schranken sind in hohem Grade künstlich und scheinen fast absichtlich errichtet, um zum Angriff aufzufordern. Das sind aber Kleinigkeiten, vergleichen mit dem grundsätzlichen Sieg des Frauenstimmrechts; der Grundsatz ist klar zugegeben und kann niemals wieder bestritten werden. Die Beschränkungen rühren wahrscheinlich von einem natürlichen Widerstreben her, ohne Probe ein Wahlsystem zu schaffen, in welchem die Stimmen der Frauen die Oberhand bekommen werden."

Frauen in der Berliner Verwaltung.

Der Berliner Magistrat hat beschlossen, bei der Stadtverordnetenversammlung die Wahl je einer Frau in folgende Verwaltungsdeputationen zu beantragen: in die Deputation für den Kreisausschuß, die Deputation für die Krankenanstalten, Kuratorium für die Heilstätten, Kuratorium für die Hospitäler, Deputation für die Armenpflege, die Gesundheitsdeputation, Deputation für Wohnungswesen, Deputation für die Schulspeisung, Deputation für die Markthallen und in die Deputation für das Fach- und Fortbildungsschulwesen. Es sind jetzt sechzehn Frauen bereits der Armendirektion und der Wohlfahrtsdeputation an. Mit dem Magistratsantrag ist den von der Berliner Stadtverordnetenversammlung geäußerten Wünschen entsprochen.

Frauenmitarbeit in städtischen Kommissionen.

In Frankfurt a. M. wurden jüngst nicht weniger als 27 Frauen in die verschiedensten städtischen Kommissionen gewählt, da man ihrer Erfahrung großen Wert beilegt. Solche weibliche Mitarbeit, der freilich leider nur eine beratende Stimme zusteht, bestreit bekanntlich schon in vielen Städten. Die Frauen betätigen sich zumeist in den Jugend-, Gewerbe-, Schul- und Gesundheitsämtern. In Frankfurt hat man sie aber auch in das Effektenamt- und Bahnamt gewählt.

Der erste weibliche Universitätsprofessor in Holland.

Nachdem infolge der neuen Verfassung dem weiblichen Geschlecht das passive Wahlrecht verliehen worden ist, so daß voraussichtlich mit der Zeit auch Frauen der Eintritt in die Generalstaaten offensteht, ist diese Hebung auf dem Gebiet des höheren Unterrichts bereits Tatsache geworden. Dr. Johanna Westerdijk, die Tochter eines bekannten Arztes in Amsterdam, ist zum außerordentlichen Professor an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Utrecht ernannt worden, um hauptsächlich über Krankheiten der Pflanzen Vorlesungen zu halten.

Eine preisgekrönte Studentin.

Der Preis für die von der philosophischen Fakultät der Universität Jena für die Jubiläumsstiftung der Thüringer Staaten gestellte Preisaufgabe „Die Ereignisse in und um Jena während der Schlacht vom 14. Oktober 1806 sollen quellenmäßig dargestellt werden", wurde stud. phil. Gertrud Paul aus Jena erteilt. Der Preis beträgt 350 Mark.

Ein weiblicher Rekordflieger.

Eine Amerikanerin, das 25jährige Fräulein Ruth Law, ist kürzlich in 8 Stunden 59 Min. ohne Unterbrechung von Chikago nach Newyork geflogen und hat damit den amerikanischen Entfernungsrekord erreicht und einen neuen Weltrekord für weibliche Flieger aufgestellt. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 1441 Kilometer. Ihr Apparat war ein alter Curtiß-Zweidecker.

Eine Frau über den U-Bootkrieg.

Mit einem für eine Frau gewiß ungewöhnlichen aber sehr zeitgemäßen Thema beschäftigt sich die Doktorarbeit des Fräulein Oda von Alvensleben, der Tochter des früheren kommandierenden Generals von Alvensleben in Stuttgart. Sie behandelte den Handelskrieg der deutschen Unterseeboote nach Völkerrecht und erwarb sich damit den Doktorgrad an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen.

Heiteres vom Tage.

Ein Soldatenkind. In der Familie eines Kavallerieoffiziers steht ein freudiges Ereignis bevor. Der Herr Leutnant fragt seinen sechsjährigen Sprößling: „Sage mal, Fritz, was möchtest du lieber haben, ein Schwesterchen oder ein Brüderchen?" — Da sagt Fritz: „Na weeste, Vater, wenn's der Mutter egal ist, am liebsten 'n Schaukelpferd!" (Liller Kriegszeitg.)

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 6:

Salandra, Oleander, Methodisten, Mansanares, Eberesche.

„Somme".

Wir haben wieder einmal so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Großes illustr. Buch der Jagden und Abenteuer von G. Gellert, entfiel auf Albert Beyer, Grube Alt-Fischerben.

Ergänzungsrätsel.

—n. —el. B—e. —at. —st.

An Stelle der Striche sind jedesmal zwei passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Sinnsprüche entstehen. Die angefügten Buchstabenpaare ergeben einen Namen, der an herrliche Waffentaten unseres Heeres und seiner Verbündeten erinnert.

Prämie: Das Buch der neuesten Erfindungen von Clairemont.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Bierzüger von B. Marin.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 6.

Dreizüger von J. Svejda.

1. Kf1—g1 1. Lb6—d8
2. De2 n. b5 2. Beliebig.
3. Lg8—d5, Db5—d5, Db5 n. f5 matt.

Auf 1. ..., d4—d3 folgt 2. De2—g4 + usw.; auf 1. ..., Sb2—c4 2. Lg8—d5 + usw.; auf 1. ..., Sb2—d1 2. Tf8 n. f5 usw.; auf 1. ..., beliebig 2. De2—f1 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Otto, Halle. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Eliesser, Halle.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 7 — Halle, Sonntag, den 18. Februar — 1917

Stärkt die Sinne und Gemüter,
Seid die Schirmer, seid die Hüter
Eurer eignen deutschen Güter.
Bleibet deutsch gesinnt!

Was die Fremden Gutes machten,
Laßt uns immer gern beachten,
Aber nach dem Besten trachten
Für das Vaterland

Hoffmann von Fallersleben.

Die Wiedergeburt des deutschen Heims.

Von Dr. Heinrich Wilhelm.

Die Liebe zum Heim, zu seinen „vier Wänden", die dem armen entwurzelten, Großstadtmenschen, als einziger Anteil am Mutterboden, an der Heimatscholle geblieben ist, ist ein rein deutsches, im weiteren Sinne ein germanisches Gefühl, für das der Romane, wieder der Franzose, noch der Italiener, kaum einen tieferen Sinn, ja, kaum ein richtiges Verständnis hat. Es gibt für ihn der Begriff nicht, so gewagt sie auch zuerst erscheinen mag, einen unträglichen und unwiderleglichen Beweis: denn als in und nach dem Jahre 1848 die Staaten des deutschen Bundes und der österreichischen Monarchie an die Niederschrift von Verfassungen gingen, da fanden und benützten sie als Vorlage für all die schönen Dinge, wie Freiheit der Person, Freiheit der Presse, Freiheit der Lehre an den Universitäten, die „Bürger- und Menschenrechte der großen französischen Revolution." Nur eines dieser „Grundbürgerrechte", Grundrechte, das dem Deutschen besonders am Herzen lag, konnte nicht aus dem französischen Verfassungsgesetz, es mußte, ohne Umweg über die Seine, direkt von der Themse bezogen werden: es war das „Hausrecht", der verfassungsgemäß gewährleistete Schutz des Heimes, für den der Franzose keine Schätzung hatte, den aber der Deutsche seit den stolzen Bürgertagen Hans Sachsens, der Meistersinger, Albrecht Dürers, der hochgemuten Patrizier in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt wohl zu werten wußte. „Kaum war der Deutsche knapp vor Ausbruch des Krieges draus und drin, unter dem Einfluß französischer Gesellschaftssitten, Pariser Lebensgewohnheiten zwar nicht die Freiheit seines Heimes, wohl aber die Liebe zu ihm zu verlieren. Kurz gesagt: wir hatten Wohnungen „mit allem Komfort der Neuzeit", mit Badezimmer, elektrischem Licht, Warmwasserleitung und Staubsaugeapparat, Lift und Kloppballon ausgestattet, aber ein Heim hatten wir nicht mehr. Seine geselligen Freuden sucht der Großstadtmensch, je nach seiner Einkommenslage, in der Hotelhalle, der Bar, dem Kaffeehaus oder am Biertisch, seine geistigen Ergötzungen im Theater, im Vortrags- oder Konzertsaal oder im Kino. Der moderne Mensch saß zu Hause, er schlief zu Hause, er badete sogar zu Hause: aber er lebte auf der Straße — wie der Romane!

Allerdings: wenn man genau sein will, dann läßt sich ein sehr bezeichnender Unterschied zwischen dem deutschen Süden und Osterreich auf der einen und Berlin und dem deutschen Norden auf der anderen Seite feststellen. Der Unterschied fällt unbedingt zu Gunsten Berlins und des Nordens aus, der zwar als frostig verschrieen war, in dem aber der Sinn für häusliche Geselligkeit, für das Heim bedeutend stärker erhalten ist. Ein so feiner Beobachter geselliger Bräuche und gesellschaftlichen Lebens wie Alexander von Gleichen-Rußwurm schrieb für den Zeitraum nach 1871 die charakteristische Worte: „Den jungen Dichtern und Gelehrten, die hoffnungsfroh die Mainlinie überschritten, kam der deutsche Gemütlichkeit gar nicht gemütlich vor. Es fehlten ihnen Häuser, die gastfrei waren." Der sachliche Grund, warum die Häuslichkeit in Berlin stärker betont war als in München oder gar in Wien, lag darin, daß man verhältnismäßig in Berlin billiger und besser wohnte, als in München oder gar in Wien, wo das Zusammensein ganz aus den „vier Wänden" hauptsächlich ins Kaffeehaus gedrängt worden ist, und die Lebensformen des „Salons" einer Caroline Pichler, Johanna Laube, Frau von Werthheimstein nur noch melancholische Großvätererinnerungen waren.

Der Krieg hat das gründlich anders gemacht und aus tausend und einem Grunde, vor allem freilich von der höchsten Pflicht auferzwungenen Speise- und Trinkverbotes oder wohlfeile Einschränkung des öffentlichen Luxus, oder Mangel an Luxusverkehrsmitteln heißen, die häusliche Geselligkeit zu neuen Ehren gebracht. Ein Gang durch die Straßen an einem Sonntag Abend wird es untrüglich zeigen, daß nun viel mehr Fenster als sonst, zwar nicht „erleuchtet", wohl aber traulich wohnlich beleuchtet sind. Und es ist nicht das erste Mal im Laufe eines Jahrhunderts, daß ein lang währender Krieg mit all seinen Folgen, die das Leben enger, aber inniger gestalten, den Sinn für die Freuden eines stillen und anregenden Beisammenseins im Heim geweckt hat. Ebenso wie heute, war es vor einem Jahrhundert, nach den Napoleonkriegen, als in Berlin Friedrich Wilhelm III. an der Seite seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, „das Beispiel eines solid vornehmen Lebens" gab, und in Wien (nach den Ueberfütterungen mit falschen Sensationen auf dem „Kongreß") zur Zeit Kaisers Franz, des Sparkaisers, Bidermeier Trumpf war, als in Berlin der Salon Rahel Varnhagens die Erlesensten des Reiches der Kunst und der Politik vereinte und in Wien — wovon die Schilderungen Moritz Stifters und Franz Grillparzers zeugen — in den kleinsten Bürgerstuben die schönste Musik gemacht wurde, wovor einer auf Wanderungen durch stillste und engste Vorstadtstraßen oft plötzlich überwältigt stehen blieb.

Denn die Pflege des Heims, der häuslichen Geselligkeit und die Vernachlässigung des Zuhauses, die förmliche Wohnungsflucht ist ganz und gar keine Angelegenheit jener „Gesellschaft", die man „die große" nennt. Im vormärzlichen, nachnapoleonischen Wien spielte die Tochter des Kleinbürgers, des Handwerkers ihren Schubert zu Hause, wie eine Frau von Varnhagen zu Hause ihren Chamisso, Raoux oder Fürst Pückler empfing. Und üppig, wie in den Salons des französischen Rokoko, ist es in diesen „guten Stuben" des Berliner und Wiener Biedermeier wahrhaftig nicht zugegangen. „Die himmelblauen Zimmer," schreibt Varnhagen von Ense über Rahels Salon „waren geräumig und besonders hoch, aber ganz einfach ausgestattet, ohne Kostbarkeit und Glanz." Weder von besonders kulinarischen noch sonstigen festlichen, luxuriösen Genüssen erfahren wir, desto mehr von solchen des Geistes. Lese- und Musizierabende waren, sozusagen an der Tagesordnung, im Salon des Mittelstandes ebenso wie in der guten Stube des Handwerkers, nur mit dem einen Unterschied, daß im Salon des Mittelstandes der Autor eben in höchsteigener Person erschien und aus dem ungedruckten Manuskript vorspielte oder vorlas, wie noch knapp bis an unsere Tage der junge Wilhenbruch im Hause des Museumsdirektors Olfers und seiner kunstsinnigen Frau.

Erst nach dem gigantischen Anwachsen der Großstädte, mit dem Ueberhandnehmen der Vergnügungen, der öffentlichen Kunstdarbietungen, der Reisen im Sommer, Winter, Frühjahr und Herbst, mit der Einengung der Wohnungen und dem ebenso ungeheuren Prozentsatz, das nicht freundlich bewirten zu dürfen, sondern sozusagen „amtlich" zu müssen glaubte, ist die Pflege der Häuslichkeit — im Kleinbürgerhause — wie im Großbürgerhause — geschwunden. Die Hausfrau hat nicht mehr zu sich, sie mietete ein-, zweimal im Winter die Gesellschaftsräume irgend eines Luxushotels, die womöglich nach irgend einer verblüffenden Devise „Eine Nacht in Venedig", „Das Hirschkäfterfest", „Ein Symposion" umgemodelt wurden, ja, die Mißachtung der unerfahrenen Anziehungskraft des Heims, der Dinge, die durch die tägliche Verbindung mit einer bestimmten Person auch ein bestimmtes Gesicht erhalten haben, ging so weit, daß man selbst bei Einladungen ins Haus das Tafelgerät wie den Blumenschmuck, die Speisenspezialitäten, wie den Koch und den Serviersellner sich von irgendeinem Unternehmen liefern ließ. Wenn man schon nicht im Gasthof den „Wirt" spielte, so spielte man in seinen eigenen vier Wänden Gasthof! Paris war das Vorbild, und in den Puppenwohnungen, wie sie die Wohnarchitektur im modernen Paris geschaffen hat, wie sie die enormen Boden- und darum ebenso enormen Mietspreise bedingen: da war allerdings für Geselligkeit daheim kein Raum, und man trat sich im „Lunapart", bei den Generalproben der Comedie, im Restaurant, im Ballsaal. Man traf sich „auswärts" vor allem darum, weil einem der Sinn für das Heim nicht in Blut geboren war wie dem Deutschen.

Den Deutschen braucht man nur ein bißchen auf sich gestellt sein zu lassen und er findet sich auch wieder in seinem Heim, wie vor hundert Jahren und heute. In allen Häusern finden nun wieder kleine gesellige Zusammenkünfte statt, die — trotz der Lebensmittelteuerung — der Hausfrau nicht einen Bruchteil von dem kosten, wie ein „Diner", ein „Souper" oder auch nur ein einfaches „Tee dansant" von ehedem verschlang. Aus den Bars, Hotelhallen und Cabarets ist das laute, lärmende und luxuriöse Leben polizeilich verdrängt. Der Mangel an Mietwagen dämmt die öffentlichen Schaustellungen der Kleiderpracht wohltätig ein. Bahnerhofe und Schützengraben schränken einen immensen Reisekarat ebenso sinnvoll ein. Der Krieg drängt von allen Seiten das Leben enger, aber auch inniger zusammen, verweist es auf das Heim, und sehr viele, die vor langer Zeit eine wahre Beklemmung vor der Oedigkeit eines „Abends zu Hause" empfunden haben, gestehen, daß sie nie beklommlicher und — auf edlere Art — behaglicher ihre Abende verbracht haben als jetzt.

Gedenktage der Woche.

18. Februar 1546 † Martin Luther in Eisleben.
1564 † Michelangelo in Rom.
1803 † Der Dichter Gleim in Halberstadt.
1807 * Max Klinger in Leipzig.
1815 Beginn des verhängnisvollen deutschen Handelskrieges gegen England.
1915 Englischfranzösischer Flottenangriff auf die Dardanellen abgewiesen.

19. Februar 1473 * Copernicus in Thorn († 1543).
1915 Englisch-französischer Flottenangriff auf die Dardanellen abgewiesen.

20. Februar 1810 Andreas Hofer in Mantua erschossen.
1916 Deutsche Luftschiffe beschießen englische Hafenstädte.

21. Februar 1861 † Der Bildhauer Ernst Rietschel in Dresden.
1916 † Der Bildhauer Karl Begas in Rüstgen.

22. Februar 1903 † Der Komponist Hugo Wolf in Wien († 1860).
1916 Erfolge der Deutschen zwischen Somme und Oise.

23. Februar 1685 * Georg Händel in Halle († 1759).
1855 † Der Mathematiker Gauß in Göttingen.
1879 † Feldmarschall Graf Roon in Berlin.
1903 † Der Chirurg Esmarch in Kiel.
1916 Portugal beschlagnahmt deutsche Schiffe.

24. Februar 1848 Februar-Aufstand in Paris; Frankreich wird zum zweiten Male Republik.
1881 † Georg Büchmann, Herausgeber der „Geflügelten Worte", in Berlin († 1822).

Die Gans der Isolde.

Nach der Erzählung eines Beteiligten.

Von Franze Dyck-Schnitzer.

(Nachdruck verboten.)

Triefenden Jaubers
Tückische List

Ich war dabei, Exzellenz den Generalstabsbericht vorzulesen. Am Fernsprecher. Wie jeden Sonntag nachmittag.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191702184/fragment/page=0001

Exzellenz wohnt weit draußen in seinem schönen, einsamen Vorort-Landhaus und müßte sonst bis zum nächsten Morgenblatt warten auf die Meldungen von den Fronten. Und das hieße er gar nicht aus, sagt er. Wäre dann knurrig wie ein Kettenhund und der Schrecken seiner bedauernswerten Familie. Ein ganz prächtiger alter Herr übrigens.

Gerade hatte ich ihn durch die Nachricht von dem Eindringen der Verbündeten in die Walachei in die beste Laune versetzt, die ihm auch die Aussagen Mousturs nicht zu trüben vermochte, als sich — nach einigem Knattern in der Hörmuschel — eine fremde Unterhaltung in die unsere schob.

Eine tiefe Frauenstimme rief in sehr deutlicher Entrüstung:

„. . . 78 Mark für eine Gans!! . . . Das ist ja ein grenzenloser Leichtsinn, Ifolde!!"

„Hallo?!" sagte Exzellenz und fuhr, als es stillblieb, lachend fort:

„Sprachen Sie eben von einer Gans? . . . Es war mir doch so . . . Eine recht teure Gans . . . Bekom ordentlich Appetit."

„Hängen Sie augenblicklich ab!" herrschte ihn die tiefe Frauenstimme an. „Sofort, wenn ich bitten darf! . . . Sie sind in unser Gespräch gewaten, das Sie gar nichts angeht. Verstehen Sie mich?"

„Aber Tantchen!" mischte es sich hell und anmutig klingend bei.

„Ich weiß!" schalt Exzellenz' in der Aufregung stets etwas heiseres Organ. „Das ist ja Unsinn! Sie, meine Dame, plagen bei mir Ihrer Gans in eine ernsthafte Männerunterhaltung hinein und behaupten nun mit echt weiblicher Sanftmut . . . Gott bewahre mich!"

„Aber mein Herr . . . aber Tantchen" . . . Die helle, sehr angenehm klingende Stimme: „Das kommt so plötzlich vor . . . Ist doch nicht so schlimm."

„Nicht schlimm?" . . . Die tiefe Frauenstimme wurde noch energischer. „Es ist sogar sehr schlimm, Ifolde. Du hast natürlich keine Ahnung, daß die Fernsprecher in Berlin voller Spione hängen, die von unseren Feinden dafür bezahlt werden, daß sie uns Tag und Nacht belauschen."

„Erlauben Sie mal!" entrüstete sich Exzellenz. „Meyers Ihrer Gans werden sich die Engländer gerade in Unkosten . . ."

„Seien Sie doch, bitte, nicht so boshaft, mein Herr," bat Ifolde, „das macht die Sache nur schwieriger."

„Schweig du!" fuhr die Tante sie an. „Du wirst dich doch nicht unterhalten mit solchen Leuten! . . . Und Sie . . . Sie . . . Sie Spion . . . ich werde mich über Sie beschweren . . . beim Amt . . ." mit schrriller Betonung . . . „und beim Oberkommando. Ich habe die Ehre, Herrn v. Kessel persönlich zu kennen!"

Es klang geradezu feierlich. Wie eine Beschwörung.

Triumphierendes Lachen meines Exzellenzherrn.

„Ihren Namen will ich wissen!" schrie die Tante in höchstem Zorn.

Das war für mich wie ein Stichwort, und so gute in den Zand der Aufgeregten mein etwas schadhafter Bariton hinein:

„Ihren Namen will ich wissen!!
Ihre Heimat . . . Ihre Sippschaft!
Und der Sklave sprach . . ."

„Unerhört!" zeterte die unsichtbare Dame. „Irgendwo lächerte es dazwischen. Das ermunterte mich, und ich sang weiter:

„Nie sollst du mich befragen!"

„Das haben Sie gut gemacht, Doktorchen!" lachte Exzellenz, nun wieder in bester Laune.

„Und wenn Sie mich auch angröhlen mit Ihrem Gänsehauptmann!" brauste es grimmig von der tiefen Frauenstimme her.

„Aber Tantchen!" . . . Hell und fröhlich: „Das war doch erst von Rubinstein!"

„Rubins . . . stein", sagte sie.

„Noch dazu von einem Russen", höhnte die andere. „Natürlich! . . . Und ein Kartoffelkloß vom Mittagessen steckt ihm auch noch im Halse."

Exzellenz lachte:

„Erlauben Sie, meine Dame. Es kann doch nicht jeder Gänsebraten haben."

Und fuhr fort zu lachen; ich tat desgleichen, und auch Ifolde schien vergnügt.

„Aber hebstes Tantchen . . . nicht doch . . . Für einen S . . . spion fingt der Herr doch sehr nett."

Exzellenz, freudig: „Bravo, Frau Ifolde!"

Uebermütig kam es zurück:

„Fräulein, wenn ich bitten darf . . . Fräulein Ifolde!"

„Um so eher wird sich ein Herr Tristan finden, der Sie glücklich macht, mein gnädiges Fräulein."

„Das war der ganze liebenswürdig-ritterliche Exzellenzherr. Ich sah erdrückt seine strahlenden Kamen Augen.

„Schämst du dich wirklich nicht, Ifolde?"

Ich sang in den Fernsprecher, die grollende Stimme mit Absicht übertönend:

„Ifolde! Herrin!
Teueres Herz!
Was bangst du mir so lang? . . ."

Darauf Stille an den anderen drei Apparaten. Große Pause. So ungefähr habe ich mir immer die Macht der Musik vorgestellt.

Allerdings konnten meine erschreckten Zuhörer auch insgesamt die Flucht ergriffen haben. Ganz ausgeschlossen war das keineswegs. Der „Kartoffelkloß im Halse" hatte schon eine gewisse innere Be-

Leidverschont.

Von Anna von Wethjen.

Manchmal, wenn in silberblauer Nacht
Tief mein Blick das Licht der Sterne trinkt,
Weht ein Fragen an mit leiser Klacht,
Seltsam drängend, daß das Herz mir sinkt:

„Warum findet mich der frühe Tag
Wie in Tempelfrieden eingehüllt,
Während sich da draußen Schlag um Schlag
Blutig das Geschick der Welt erfüllt?"

„Warum mir als holden Ueberfluß
Nach der Arbeit weichen Bogenstrich,
Wo verschmachten unter starrem Fluß
Tausende, die besser doch als ich?"

Suchend — wie von Schuldbewußtsein fast —
Tastet Hand zu Hand sich heimlich hin:
„Herr, ich schäme mich der Gegenlast!
Willst mir tragen sie nach deinem Sinn".

Aus dem „Türmer".

rechtigung . . . Na, glücklicherweise verlangt die Heeresleitung von einem der Artillerie zugeteilten Mathematiker, der die Flugbahn der Geschosse zu berechnen hat und allerlei Aehnliches, keine besonderen Leistungen im Kunstgesang . . .

Aber meine Vermutung stimmte nicht, denn nach einem Weilchen meldete sich die tiefe Frauenstimme wieder, diesmal erheblich sanfter:

„Also schön . . . aber auf jeden Fall wirst du mir bestätigen, Ifolde, daß wir mit unserem Gespräch mindestens zehn Minuten früher da waren, und daß die Störung nicht von unserer Seite ausgegangen ist."

„Jawohl, Tantchen, das kann ich beschwören . . . Und die Herren" . . . mit einem schalkhaft bittenden Ton . . . „werden jetzt gewiß so liebenswürdig sein . . . nicht wahr?"

„Selbstverständlich!" versicherte Exzellenz artig. „Eine Bitte, so reigend vorgetragen . . . Ich hänge ab."

„Dann jetzt!"

„Klimp!" machte es. War also geschehen.

„Und . . . und der andere Herr?" fragte Fräulein Ifolde.

Der andere Herr . . . das war ich . . . rührte sich nicht. Schwieg anhaltend. Beschloß sogar, auszuharren. Als Hochspaßen. Meinetwegen als Spion. Dabei fiel mir ein:

„. . . spion . . . Rubins . . . stein . . . Die Kleine ist sicher aus Hannover . . . Oder aus Rostock? . . . Oder aus Hamburg? . . ."

„Ist natürlich mitverschwunden," sagte die Tante. „Gott sei Dank." Und setzte vorwurfsvoll hinzu: „Aber wie kamst du dich nur mit solchenen Menschen in solcher Weise einlassen, Ifolde?"

„Erstens, liebe Tante Tine," erwiderte sie munter, „habe ich doch gleich gemerkt, daß es bessere Leute waren . . . ich meine gebildete" . . . Ich verbeugte mich; man verbeugt sich bekanntermaßen immer am Fernsprecher in solchen Fällen . . . „und mit denen weiß ich schon umzugehen. Und zweitens halte ich's mit Papa. Der sagt gern: „Ein nettes Frauenzimmer fängt genau da an, noch netter zu sein, wo ein weniger nettes damit aufhört . . . Verzeih, das war dumm von mir . . ."

Ich dachte behaglich: „Ein kluger Mann, Fräulein Ifoldens Papa . . . Sieh mal an. Ein sehr kluger Mann."

„Ich habe mich durchaus nicht getroffen gefühlt, meine Liebe," antwortete die Tante etwas spitz. „Jeder auf seine Art und nach seinem Temperament."

„Sehr richtig!" pflichtete einer in Gedanken bei.

„Um aber endlich auf beine Gans zurückzukommen, Ifolde . . ."

„Da mache dir nur keine Sorgen, Tantchen. Die besahlt Papa. Sie hätte noch teurer sein dürfen. Das ist nämlich eine Huldigungsgans! Für Papas neuen Freund und Gönner bestimmt."

„Ah!" unterbrach die andere Dame. „Für Exzellenz . . ."

Beinah hätte ich mich wieder ins Gespräch gemischt. Mit einem Ausruf des Erstaunens wenigstens. Grenzenlosen Erstaunens. Denn . . . so unwahrscheinlich dies in einem Theaterstück oder in einem Roman auch klingen würde, ist es doch die volle Wahrheit . . . der Name, den die Tante aussprach, war der . . . meines Exzellenzherrn. Des grimmigen Marnes, der sie vor zwei Minuten erst gar nicht schlecht angeblasen hatte.

Hm, sollte ich da doch nicht lieber anhängen? N . . . ein! Noch nicht . . . Erst recht nicht.

„Natürlich Tantchen, für denselben. Du kennst ihn ja, und deshalb komme ich auch zu dir mit meiner Bitte."

„Ein ganz prächtiger, jovialer Herr!" rief die tiefe Frauenstimme fast zärtlich. „Sehr gut kenne ich ihn."

„Ich aber nicht, liebste Tante. Soll ihn doch erst kennen lernen. Heute abend. Und mit der Gans führ ich mich bei ihm ein. Auf Papos besonderen Wunsch."

„Das ist ja eine merkwürdige Geschichte mit deiner Gans, Ifolde. Wie hängt denn das zusammen?"

„Nun, du weißt doch, wie ich das versteche!" — und hie wäre das erste gewesen, was Exzellenz nach langer Zeit wieder geschmeckt habe. Und wie! Hätte sich sogar mit ein paar lustig-begeisterten Zeilen bei ihr bedankt und hinzugefügt, wenn sie mal in seine greifbare Nähe käme, müsste er sie dafür in seine mehr oder weniger väterlichen Arme schließen. Und so eine Gans müsse sie dann für ihn braten; mit derselben Liebe wie für Papa . . . Wie sie nun kürzlich dem ins Feld schrieb, daß sie für eine Woche nach Berlin reise, zu Tante Aurelie, sei von ihm der Befehl gekommen, der sie heute ausgeführt habe. Minna sei bereits unterwegs zu Exzellenzens. Mit der glänzend gerathenen Gans und einem Briefchen, das Ifoldens Besuch für den Abend ankündige. In Begleitung einer ehrwürdigen Tante. Nun wäre aber Tante Aurelie — die Angelegenheit wurde hier etwas verwickelt — nicht ganz wohl, und das Wetter sei ihr zu schlecht. Sie könne nicht mit, und so müsse eben die goldene Tante Tine daran glauben, ob sie wolle oder nicht. Sonst sei die Familie furchtbar blamiert. . . .

Die goldene Tante grollte zunächst und meinte: an sie denke man immer erst, wenn man einen „Ersatz" brauche, willige indes gerührt ein, als Ifolde sie als Heilerin aus allen Nöten feierte, um hierauf die Versicherung ewiger Liebe und Dankbarkeit entgegenzunehmen. Dann erklärte sie, daß sie wolle scheinnigst die Frau von Exzellenz, ihre alte Freundin, anklingeln und sich die Erlaubnis ausbitten, eine Schüssel ausgezeichneten Rotkrautsalat zu dem Gänsebraten beizusteuern. Gesellige könne man im dritten Kriegswinter nur pflegen, wenn die Gäste sich, sozusagen ihr Abendbrot mitbringen. Es habe doch kein Mensch etwas im Hause für fremde Esser. . . .

Die Sache war abgemacht. Dankes- und Grußworte. Schluß.

Arme Exzellenz! dachte ich.

*

Eine Stunde später. Stürmisches Läuten am Fernsprecher. Exzellenz. Eine große Bitte. Ich möchte doch möglichst bald zu ihm herauskommen. Dringende Gefahr. Drohender Besuch. Ganz kuriose Nebenumstände. Die Gans von vorhin sei leibhaftig in sein Leben getreten. Mit allem Zubehör. Schreckliche Situation. Näheres mündlich, am Fernsprecher sei man bekanntlich vor Lauschern nicht sicher. Ein gutes Abendbrot wird gewährleistet. Und anscheinend recht angenehme Damengesellschaft auch. Er habe nur ein Wort: Ifolde . . . Sein Männerlachen dröhnte. — —

Es war alles sehr nett, sehr reichlich, sehr gut. Ifolde eine entzückend muntere, reizend-hübsche, hellblonde Hamburgerin und ihre Gans eine Köstlichkeit. Und Tante Tine, Frau Geheimrat, gemütlich, als ich mir gedacht. Klein, rundlich, sehr beweglich noch und äußerst resolut in ihrer Ausdrucksweise. Sie erzählte auch von ihrem Telephonabenteuer. Wie sie's diesen unverfrorenen Menschen gegeben! Grobartig! Dabei saßen zwei wie Verschworene da und blinzelten sich zu, nachdem Exzellenz sich von einer etwas unbehaglichen Besangenheit befreit hatte. Er fürchtete nämlich, sich zu verraten. Na, es ging vorüber, und nie habe ich ihn vergnügter gesehen.

Ifolde, wie gesagt, entzückend. . . .

Ich brachte die Damen nach Hause. Erst — mit Tante Tine — das Fräulein. Dann die Tante. Wobei sich zu unser beider Ueberraschung herausstellte, daß wir in dem gleichen Hause wohnen. Darum wahrscheinlich auch die verhängnisvolle Verwicklung am Fernsprecher.

Der Fahrstuhl brachte die Geheimrätin nach dem zweiten, mich selbst nach dem vierten Stockwerk. Mit einer sehr freundlichen Einladung zu baldigem Besuch. Zum Tee. . . „Meine liebe Nichte wird natürlich auch da sein."

„Natürlich" . . . . „Sieh mal an.

Sieh mal einer an. — — —

Und dann trafen wir uns ganz zufällig auf der Straße, Ifolde und ich. Tag für Tag. Wenn ich von meiner Arbeit kam. Der kleine Umweg störte mich wirklich nicht. Tante Tine erfuhr aber nichts. Auch Tante Aurelie nicht, bei der ich doch abenfalls antreten mußte. Zum Tee. . . . Mit selbstgebackenen Kriegskuchen und Haselnuß-Makronen, die nach dem schönsten Frieden schmeckten. Was so ein junges Hamburger Kind alles kann. . . .

Und ein paar Wochen später bekam ich aus Hamburg ein Paket geschickt. Ein Zettel dabei: „Herzensschatz!! Die Gans deiner dich innig liebenden Ifolde."

Meine Braut ist aber — außer Exzellenz, der durchaus mein Trauzeuge sein will — das einzige Wesen, welches das Geheimnis jenes glückseligen Sängers am Fernsprecher kennt.

In Tante Tines wundersamer Erzählung davon spielt er freilich immer noch eine höchst klägliche Rolle.

Aber das schadet nichts.

Der weiße Tod.

Skizze von W. Johannes.

Trotz aller Fährnis hielt der alte Josef Schachtner auf dem Grund aus, den Vater und Großvater schon so wie er betreut hatten. Trotzdem seine Reben mit Granaten zerrissen waren, ließ er kein kleines Haus nicht im Stich. Mit dem ganzen zähen Trotz des Bergbauern wollte er vor dem immer näher rückenden Feind nicht weichen, und wenn die Bersaglieri je in das enge Tal drangen, das die wenigen Bewohner bis auf ihn längst verlassen hatten, so dachte er, es mit dem Stutzen zu verteidigen, bis ihn eine italienische Kugel niederwarf.

Eine Wegstunde weit von seinem Besitztum entfernt, wo das Tal gegen einen schroffen Hang mündete, hatten sich gegen das Flachland hinaus erstreckte, lag eine halbe Kompagnie Standschützen im tief ausgehobenen Graben. Sie waren mehr zur Beobachtung als zum Kämpfen hier, denn es war ein ruhiges Gebiet. Wenn die Italiener Granaten hineinwarfen, taten sie es nur, um zu zeigen, daß sie da waren. Ein Angriff auf das Tal konnte kaum Wert für sie haben, sie konnen besser und sicherer davor aus bleiben. Die österreichische Heeresleitung legte auf die Besetzung des Tales ebenso wenig Wert, denn gleich an seinem Ende, dort, wo das Haus des Schachtnerbauern lag, stiegen die Felsen schroff empor. Hoch droben stand erst die richtige Wacht.

So glaubte Josef Schachtner, den Krieg auf seiner Scholle aushalten zu können, und zweifellos wäre es auch dabei geblieben, hätte nicht plötzlich ein viel schlimmerer Feind ihn gedroht, vor dem es kein Ausweichen gab, und gegen den kein Stutzen half. Tag um Tag war der Schnee in schweren Flocken gefallen, bitter kalt ging der Wind über die Berge, die tief in ein weißes Leichentuch gehüllt waren, immer dichter wurde die mächtige Decke, unter der die Felsen schliefen, bis eines Morgens plötzlich Tauwetter kam. Zum ersten Male seit mehr als einer Woche konnte der alte Bauer mit dem Blick die Höhen suchen, die ihm seither die treibenden Flocken und der Nebel verhüllten. Und da sah er, daß es für ihn Zeit war, das Feld zu räumen. Genau so wie heute hing vor mehr als dreißig Jahren einmal der Schnee da droben geballt, und vierundzwanzig Stunden später kam die Lawine, die von seinem Haus nicht einen ganzen Balken übrig ließ. Nie seither hatte es auf der Höhe so ausgesehen. Um sicher zu sein holte Josef Schachtner sein gutes Glas und suchte die Hänge ab. Es war kein Zweifel möglich. Ehe der morgige Tag zu Ende ging, mußte eine gewaltige Lawine niedergehen, wenn nicht schon vorher irgendein Zufall sie ins Rollen brachte. Es war Zeit, das Feld zu räumen.

Der Schachtnerbauer machte sich marschbereit. Das bißchen Geld, das er besaß, steckte er zu sich; was er sonst mitnehmen konnte verpackte er im Rucksack. Es gab nur einen Weg für ihn aus dem Tal hinaus, einen Saumpfad, den wohl niemand kannte, als er selbst. Den wollte er gehen, wenn es auch gefährlich war. Wohl eine Stunde lang war er auf diesem Weg von der Lawine bedroht. Aber anders ging es nicht. Er wollte warten bis zum Abend. Da mochte es vielleicht wieder Welschland Wache hielten, ahnte, daß der Tod über ihrem Haupte hing. Wenn Josef Schachtner den Blick hob, sah er, wie die Lawine gleich einer mächtigen Wand über ihnen stand. Sie ragen mitten durchs Verderben, leuchtend und ständend um jeden Schritt Weges. Nun war es Zeit. Der Bauer wußte, wie man Lawinen löst. Die da oben war reif, jede Erschütterung der Luft mußte sie ins Rollen bringen. Er blieb stehen. Und hob seinen Stutz er einen lauten, hellen Schrei aus, wie ein wilder Jubel klang es. Der Major, der vor ihm ging, wandte sich wütend um und schrie ihm etwas ins Gesicht. Aber er verstand es nicht. Ein wildes Brausen, ein Rauschen und Heulen kam aus den Höhe, der ganze Berg schien zu wanken, und im nächsten Augenblick fegte die Lawine herab. Ein Angstschrei aus Hunderten von Kehlen gellte durch die Nacht — und alles, bis auf den letzten Mann, riß die Lawine ins Tal.

Aus der Welt der Frau.

Wie aus der Kohlrübe Spinat wird.

Uns wird geschrieben: Die Kohlrübe ist in diesem dritten Kriegswinter zu hohen Ehren gelangt. Und gerade in den Städten, wo zu uns ihre ganze Sippe früher ein mehr als bescheidenes Dasein in den dunkelsten Winkeln der Speisekammer fristete, erfreut sie sich jetzt ganz besonderen Beachtung. Ich sage: Beachtung und nicht Beliebtheit, denn die Liebe zu den bedrohlichen Emporkömmlingen, die plötzlich so dreist auftreten, will sich trotz aller guten Ratschläge zur Geschmackhafte Zubereitung noch immer nicht recht einstellen. Kohlrüben und Hammelfleisch waren ja gewiß in Friedenszeiten eine sehr schöne Sache; aber nun, da das Fleisch fehlt, möchte man auch am liebsten auf die Rüben verzichten. Und doch tut man den großen Gesellen, die nun jetzt so willig die unteren gewordene Kartoffel ersetzen wollen, ein wenig Unrecht, wenn man sie so lieblos verurteilt. Niemand kann gegen seine Natur, und aus herben Rüben können nicht über Ananas werden — es wäre obendrein ein Unglück —; aber sie lassen sich zu trefflichen Salaten und Gemüsen in reichster Abwechslung bereiten, wenn man nur das kochende Wasser nicht vergißt und ihnen vorher gehörig damit zu Leibe geht. Und dann haben sie noch eine ganz vortreffliche Eigenschaft: sie liefern im Frühjahr einen herrlichen Spinat. Sobald es anfing zu wetten, sammelte unser alter Nachbar da oben im Hanfrüh sämtliche Kohlrüben, die für das Vieh nicht mehr genug waren, und schlug sie in die Erde seines Gartens ein; immer sein sändertich eine neben die andere. Lachen wir dann wohl über seine große Gesellschaft mit den alten zwergigen Dingern, dann sagte er nur: „Warten, bis sie lacht!" Und wirklich, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen über die noch ganz trostlosen Wiesen huschten und sich auch noch nicht das winzigste grüne Blättchen an den kahlen Stachelbeersträuchern zeigte, dann stand der Alte vor seinem Rübenbeet, aus dem fast über Nacht ein dichtgrüner Blätterwald emporgeschossen war. Schmunzelnd meinte er zu uns: „Da könnte man grün' Mus machen!" Das taten wir nicht zweimal sagen. Schnell war ein altes Küchenmesser nebst einem großen Korb herbeigeholt, und das köstliche frische Grün wurde geschnitten. Es gab nach dem langen Winter mit dem oft recht eintönigen Mahlzeiten ein dankbarstes Gericht. Die zarten jungen Blätter hatten fast ganz ihre herbe Herkunft vergessen und schmeckten wie der feinste Spinat, der aber vor Mai hier oben nicht zu erwarten war.

Auf diese Weise könnten auch wir heute die Rüben ganz gut ausnutzen. Wer keinen Gartenfleck sein eigen nennt, der hat doch vielleicht einen Balkon. Die Blumenkästen sind wie geschaffen dazu, nicht etwa nicht Kartoffeln zu bebauen. Sobald die Frostperiode vorüber ist, kann man die Rüben einpflanzen, und in kurzer Zeit werden sie ausschlagen. Man wird bei diesem Verfahren nicht nur einen frischen, sehr bibbsch aussehenden Wollsalatkopf ersetzen, sondern auch in der gemütlichen Zeit, die uns in diesem Frühjahr ganz besonders fühlbar sein wird, manch nettes und nahrhaftes Genußgericht erhalten.

Der Hilfsdienst der Frau.

Durch die mit dem Hilfsdienstgesetz eingetretene vermehrte Heranziehung männlicher Arbeitskräfte die Kriegswirtschaft ergibt sich die fast unumgängliche Notwendigkeit, auch die Organisation der Frauenarbeit in einer Weise auszubauen, durch die die Wirkung des Hilfsdienstgesetzes zweckentsprechend erhöht wird. Wenn auch denn keineswegs ein Mangel an Angebot von weiblichen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191702184/fragment/page=0002